Lieb Vaterland.

Roman von Rudolf Strauß.

(20. Fortsetzung.)

„Also... zum Beispiel... Alexandre ist auf Urlaub... nehmen wir an, Du würdest krank... würde es denn dann auch gehen?"

„Es muß gehen!" versetzte Karl Feddersen kühl und unterschrieb wieder einen Stoß Aktenstücke, den ein geschäftiger Herr ihm hinschob. Er sah eine sonderbare Enttäuschung auf ihrem Gesicht, so als wäre er von einem Piedestal herabgestiegen, auf das sie ihn gestellt, und setzte hinzu: „Vergesse auch nicht: das hier ist nicht meine eigentliche Domäne, sondern das Reisen draußen. Ich vertrete doch hier nur Sascha!" Und nun hellte ihr Antlitz sich wieder auf und sie meinte, merklich erleichtert:

„Ja, das wird es wohl sein!"

Allmählich wurden ihre Besuche auf dem Kontor seltener. Schließlich blieb sie ganz weg. Es war hoffnungslos, da zu sitzen und Dinge mitanzuhören, die man nicht verstand, und in Briefen zu blättern, deren Sinn man nicht begriff. Karl Feddersen merkte das Fehlen seiner Frau kaum. Oder wenn, dann war es ihm lieb. Er konnte jetzt keine Störung brauchen. Er saß bis über die Ohren in Geschäften. Der Zeitpunkt rückte heran, wo er, um die Mitte September, wenn die ärgste Hitze auf dem Balkan nachließ, dorthin reisen sollte. Die Koffer waren schon gepackt, das Abteil im Orient-Expreß bestellt, es herrschte eine eigene, schweigsam-feierliche und gedankenvolle Stimmung, als sich das Ehepaar am Vorabend der Abfahrt bei Tisch gegenübersaß. Zum erstenmal trennten sie sich morgen auf längere Zeit. Wie lange Karl Feddersen fern sein würde, ließ sich im voraus nicht bestimmen. Das hing von den unausbleiblichen letzten Intrigen in Mazedonien ab. Aber auf vier Wochen rechnete er mindestens.

Plötzlich, als der Diener das Zimmer verlassen hatte, sprang sie auf. Sie eilte um den runden Tisch zu ihm herum, wie auf der Flucht vor irgend etwas. Ihre Schleppe fegte über den Teppich. Sie blieb vor ihm stehen, der sich erstaunt erhob, und legte bittend die Hände ineinander und sagte:

„Charley... laß mich nicht allein!"

„Aber Margot..."

„Ich gehöre doch zu Dir!... Was soll ich denn ohne Dich?... Ich bin doch ganz wurzellos auf der Welt. Du bist mein einziger Halt!"

Er war ganz verdutzt über diese Störung seiner Reisepläne im letzten Augenblick: „Du könntest doch die Zeit über auch zu Deinen Eltern nach Berlin!" schlug er vor.

Die junge Frau schüttelte den Kopf. Eine kleine Querfalte stand finster zwischen ihren Augenbrauen.

„Das kann ich nicht, Charley! Mit Dir zusammen auf Besuch... gern! Da freue ich mich drauf. Aber allein, da wieder unterkriechen... daß sie sagen: ‚Es flog ein Gänschen übern Rhein'... nein... das ist mir ja alles so unendlich fremd geworden... dort... ich hab' gewußt, was ich tat... ich hab' meine Schiffe hinter mir verbrannt..."

„Und hier in Paris lasse mich nicht allein!" flüsterte sie wieder, halblaut an seinem Ohr, den Kopf an seine Schulter gelehnt. „Lieber nicht! Ich komme hier nur auf dumme Gedanken vor Müßiggang und Langeweile, und ärgere mich über Magde und... ich mag nicht Strohwitwe sein... ich bin doch Deine Frau. Ich hab' Dich doch so lieb."

Karl Feddersen war kein Mensch der übereilten Entschlüsse. Aber diesmal mußte er sich rasch entscheiden. Die Zeit drängte. Die Geschäfte auch. Er liebte kein Hindernis in Geschäften. Er sagte, ungeduldiger als er selber wollte:

„Das ist ja sehr nett von Dir, Daisy! Aber laß jetzt die Capricen!"

„Eine Caprice? So nennst Du meine Bitte?"

„Mon Dieu... Was denn noch, Daisy?"

„Du hast nichts bemerkt... die Zeit... das halbe Jahr, vom Januar ab bis jetzt?"

„Was soll ich denn da Großes bemerkt haben? Zeichen und Wunder haben sich doch nicht ereignet?"

„Doch, Charley, sie waren da! Sie waren in mir! Aber wenn man sie nicht begreift, vergehen sie wieder."

Nun sprach sie in Rätseln. Solche unbestimmten, frauenhaften Klagen paßten ihm gerade in seinen Kopf, in dem sich die Geschäfte drängten.

„Ich muß reisen, Daisy! Also bitte, sei vernünftig!" erklärte er in dem souveränen Ton, den er sich ihr gegenüber angewöhnt hatte. „C'est decide! Um Gottes willen, fang' nicht noch an zu weinen! Was ist denn dabei?... Ma chere, Du bist zu mimosenhaft! Du mußt Dir eine etwas dickere Haut anschaffen! Ich hab' sie doch auch."

Die Tränen, die er befürchtete, blieben aus. Statt dessen lachte die junge Frau plötzlich auf. Er furchte unbehaglich die Stirn. Was war das nun wieder für ein Umschlag?

„Ja. Die hast Du wahrhaftig, Charley!" sagte sie. „Mehr als gut ist! Das hast Du gar nicht bemerkt, wie ich diese Monate hindurch um Deine Liebe geworben habe? Bist Du wirklich so taub und blind? Hast Du wirklich nur Deine Kurse und Eisenbahnschienen im Kopf, daß Du nicht siehst, daß eine Frau, wie ich, neben Dir ist."

„Herrgott.. Du bist doch da!"

„Ich war's... ich war's... ich hab' getan, was ein Mensch vermag! Ich hab' mehr Kräfte aufgebracht als viele. Ich hab' meinen Stolz in die Ecke gestellt. Ich bin Dir ja nachgelaufen. Gebettelt und gebeten hab' ich um Dich..."

Karl Feddersen war mehr noch geschmeichelt als verwundert.

„Aber wir haben uns doch, Daisy!" meinte er freundlich.

„Was Du ‚haben' nennst! Ich wollte mehr. Ich brauche mehr. Ich brauche Dich! Ich hab' Dich gesucht, wie man einen Menschen suchen kann — überall — in jeder Weise... Ich hab' gedacht, irgendwo müßt' ich Dich doch finden..."

Er schüttelte halbbelustigt über ihren Eifer den blonden Kopf. Er stand als ein stattlicher, breitschultriger Mann vor ihr im Zimmer. Er hatte etwas Gemütliches.

„Bitte! Hier bin ich in voller Lebensgröße, Daisy! Als Dein gehorsamer Diener! Was Du noch mehr willst, das wissen die Götter!"

„Dich!"

Er wurde böse.

„Zum Kuckuck! Ich bin doch nicht aus Pappe! Faß mich doch an!"

Ihr Blick durchkältete ihn. Er fühlte etwas zwischen sich und ihr, das er nicht erfassen konnte.

„Du bist da!" sagte sie. „Das ist wahr!... Aber mir ist das zu wenig! Ich bin nicht so genügsam angelegt. Eine Zeitlang wohl... Aber dann." Sie machte eine müde, ablehnende Handbewegung.

„Du bist mir jetzt so fern!" sagte sie, leicht zusammenschauernd, „so furchtbar fern!... Mir ist, als kennten wir einander gar nicht!"

„Ich bin Dein Mann!"

„Ja!"

„Und bitte mir aus, daß Du mich als solchen respektierst, meine Liebe!" Sein Ton war barsch. Er fühlte: Jetzt galt es seine gefährdete Autorität.

„Nach außen gewiß!"

„Nein, überhaupt!... Bedenke gefälligst, wen Du vor Dir hast! Ich hätte doch wahrhaftig andere Partien machen können! Aus reiner Liebe zu Dir habe ich..."

Er verstummte eine Sekunde. Aber dann konnte er sich nicht enthalten, erbittert fortzufahren:

„Wer heiratet denn sonst in meinen Kreisen ohne Mitgift? Du hast doch sozusagen das Große Los gezogen! Ich habe Dich zu allem gemacht, was Du bist! Und das ist nun der Dank!"

Er hätte die Worte, kaum daß sie heraus waren, gern zurückgerufen. Zu seiner Erleichterung wirkten sie, wie ihm schien, nicht weiter auf seine Frau. Sie blieb ganz gelassen.

„Darauf hab' ich nur noch gewartet," versetzte sie ruhig, „daß Du mir das sagen würdest!"

„Hab' ich etwa nicht recht?"

Da schrie sie plötzlich verzweifelt auf:

„Poche Du nur auf Deinen Kaufpreis! Betrachte Du unsere Ehe, wie Du's verstehst! Du hast freilich recht... Was rede ich denn hier vor tauben Ohren? Also reise nur, Charley! Reise! Ich halte Dich nicht!"

11.

Der Winter war über Paris gekommen. Strenger als sonst. Vor den Fenstern des kleinen Feddersenschen Palais tanzten nordische Flocken und hüllten die Welt in Weiß. Alles war still. Kein Hufschlag. Kein Automobilrollen. Ein geheimnisvoller Friede. Die breite Fläche der Avenue du Bois de Boulogne lag bis zum Triumphbogen hinauf wie ausgestorben.

„Darin sind die Franzosen doch furchtbar pimplich!" sagte Margarete zu ihrer Freundin Lisa Campbell, die sie um die Dämmerstunde aufgesucht hatte. „Aus dem ärgsten Schmutzwetter machen sie sich nichts! Aber bei einem bißchen Schnee stellen sie sich an... Gott... wenn ich an unsere deutschen Winter denke..."

„Oder gar bei uns in Rußland!" Die kleine Petersburgerin lächelte schwach. Sie war ein zartes Geschöpf mit blassem Kindergesicht. Die beiden jungen Frauen verstummten und schlürften ihren Nachmittagstee, der in winzigen Täßchen vor ihnen dampfte. In Paris gehörte Sonne. Grünes Kastanienlaub. Veilchenduft auf den Boulevards. Im Wintersturm war die Seinestadt nicht mehr sie selbst. Da flogen die Gedanken heim über den Rhein und die Weichsel... Unbestimmte Vorstellungen aus Kindertagen... Holzknistern im Ofen... Zischende Bratäpfel... Schlittengeklingel. Margarete mußte lachen, wie verzweifelt da draußen der Herr seinen Zylinder festhielt und auf den Spitzen seiner Lackstiefel tanzte. Dabei lag der Schnee noch nicht einen Zoll hoch. Die andere erhob sich: Ich muß jetzt fort."

„So bald?"

„Wir haben doch ein Riesendiner! William will es nun einmal so. Es ist doch heute Weihnachten."

„Daran hab' ich gar nicht mehr gedacht!" Margarete Feddersen sah träumerisch in das Flockengewirbel. „Hast Du 'nen hübschen Baum daheim, Lisa?"

„Ich putze keinen mehr. Es hat keinen Sinn. Mein Mann steht davor und weiß nicht, was er mit dem Ding anfangen soll. Und die drei Boys ebenso. Ich glaube, sie wundern sich heimlich, daß ihre Mammy noch so kindisch ist. Es sind doch nun einmal richtige kleine Engländer. Für sie ist der große Truthahn nachher die Hauptsache. Und die nageineue weiße Fünfpfund-Note für jeden unter der Serviette. Die kennen sie genau... die Schlingel!"

Die kleine Deutsch-Russin lächelte melancholisch.

„Deswegen bin ich heute mal rasch auf einen Sprung zu Dir!" sagte sie. „Bloß um am Heiligen Abend wenigstens ein paar Worte Deutsch zu hören. Papa war doch noch Reichsdeutscher in Petersburg. Und Mama war Baltin. Aber daheim bei mir spricht ja keiner ein Wort. Ich bin ganz isoliert in meiner eigenen Familie..."

Mrs. Campbell knöpfte ihr Seeotter-Jackett zu, ein Geschenk ihres Mannes, das zehntausend Francs gekostet hatte. Er besaß es dazu. Er verdiente viel Geld, wenn er sich auch mit den Feddersens nicht messen konnte.

„William meint es so gut," sagte sie dabei, als müßte sie irgendwelche Gedanken, die sie gar nicht ausgesprochen hatte, nachträglich rechtfertigen. „Man ist nun einmal von Haus und Heimat weg... meine Eltern sind ja auch tot... Man führt ein Zigeunerleben. Oder eigentlich ist's immer dasselbe: ob wir nun in Birmingham waren und dann die sechs Jahre in New York und nun in Paris, mein Mann ist zufrieden, wenn er die Beine gegen's Kaminfeuer streckt und seine kurze Pfeife raucht und die Seinen um sich hat. Man darf auch nicht zu viel vom Schicksal verlangen..."

„Ja, nicht wahr?" Margarete hob langsam den dunkeln Kopf, aus ihrem Nachsinnen erwachend. Sie stand vor ihrer Freundin, die viel kleiner und schmächtiger war als sie, und faßte deren beide Hände und sah ihr ins Gesicht. „Wir haben's doch gewußt, Lisa! Wir beide! Da muß man sich nun darein finden! Tausend andere haben's nicht so gut wie wir.. Müssen jeden Taler dreimal drehen.. Unsere Männer sind nicht glücklich, wenn wir nicht verschwenden... Sag mal: wie lange bist Du schon verheiratet?"

„Dreizehn Jahre..."

„Dreizehn Jahre!" wiederholte die junge Frau. Sie dachte sich: „Wenn ich erst so lange verheiratet bin..." Es erschien ihr doch wunderlich... diese Vorstellung... endlos... ein Zug der Ergebung blieb auf ihrem Gesicht. Sie küßte Lisa. „Adieu, Schatz! Grüße daheim!"

„Du bist heute so weich, Margot?"

Eine leise Röte überflog die Wangen der andern. Sie antwortete nicht gleich.

„Lieber Gott!" sagte sie dann. „Du hast ja ganz recht. Was hilft es denn mit dem Kopf gegen die Wand rennen? Wir haben nun einmal kein Vaterland und keine Familie mehr wie andere. Wir haben nur unsere Männer. Mit denen müssen wir auskommen. Unbequem sind sie ja nicht. Es sind ja Geschäftsleute. Sie haben keine Ecken und Kanten. Sie geben gern nach... soweit sie's verstehen!"

(Fortsetzung folgt.)

Ein schweres und eigenartiges Unglück hat in der Nähe von Pierpont, S. D., L. J. Christopher mit Frau und Kindern, sowie B. E. Smith und Frau betroffen, die sich auf dem Heimwege von einer Fahrt nach Pierpont befanden. Sie wurden auf dem Wege vom Sturm überrascht und hielten an einem Farmhause, um dort Schutz zu suchen. In jenem Hause befand sich jedoch ein Pockenkranker, und sie durften dasselbe mithin nicht betreten. Sie eilten nach dem Getreidespeicher, um dort Obdach zu finden. Der Sturm entwickelte sich aber bald zu einem kleinen Tornado, dem der Speicher nicht widerstehen konnte. Er wurde umgeweht und in Stücke gerissen. Frau Christopher wurde dabei am schwersten verletzt. Außer anderen Verletzungen erhielt sie eine bösartige Wunde über dem Auge. Sie war bewußtlos, als sie aufgehoben wurde. Frau Smith war unter dem Fußboden des Gebäudes eingeklemmt worden, hatte aber wunderbarerweise nur geringfügige Verletzungen davongetragen. Alle anderen kamen heil davon.

— Tätig. Freundin (zum Besuch kommend): „Was, jetzt liegen Sie noch im Bett?... Ich habe heute schon drei verschiedene Hüte aufgehabt!"

Ein probates Mittel

Von J. v. Maurick.

„Aber Schaffner, das ist ja erste Klasse, Nichtraucher!"

„Kein Platz mehr in der Zweiten!"

„Ja... aber wissen Sie, ich habe ein Billet zweiter Klasse und..."

„So steigen Sie doch endlich ein, meine liebe Da..., Frau," ruft der Schaffner, welcher die Reisende für eine Dame etwas allzu gewöhnlich zu finden scheint. „Bitte, 's ist höchste Zeit."

„Nun also auf baldiges Wiedersehen mein liebes, kleines Gretchen!" — während des Einsteigens nickt die Frau noch mehrmals einem jungen Mädchen zu, welches, mit allerhand Gepäck beladen, auf dem Perron steht — „grüß noch mal recht schön zu Haus, horst du?... so, Kind, und nun reich mir, bitte, die Hutschachtel, das Körbchen und den großen Korb, willst du?"

„Alles einsteigen!"

„Ja, ja!" Herrgott ist das hoch!" — seufzt die korpulente Frau, welche mit der linken Hand die Wagentür umklammernd, vergebliche Anstrengungen macht, sich in das Coupé hinaufzuwinden, während sie in der Rechten einen Regenschirm und ein Reisetaschchen hält und eine Pappschachtel unter dem Arm beinahe zerquetscht.

„Fertig?" erschallt nun die Stimme des Stationschefs auf dem Perron und schon fallen die Türen der letzten Wagen drohend zu. „Fertig?" „Abfahren!"

„Neein, noch nicht! was soll ich nur machen," stöhnt die Dicke halb durch die Oeffnung der Coupetür gezwängt."

„So — — — ooo — hopp!" lachend eilt der Schaffner herbei und beschleunigt die Prozedur des Einsteigens, indem er sie vollends in das Coupé hineinschiebt.

„Gretchen, meine Hutschachtel!" erschallt plötzlich die Stimme der schwerfälligen Reisenden vor dem geöffneten Coupefenster, „so, ich dank dir auch noch schön, mein Herzchen! nun den großen Korb, gruß alle noch mal von mir, und sei so gut und gib mir auch das Körbchen. Schon, ist es gut verschlossen? Und Kind, vergiß nicht für die Katze zu sorgen und für die Kanarienvogel und..."

„Fertig?"... „Zurück dort, meine Herrschaften!"

„Gretchen" — abermals erscheint der Kopf am Fenster — „denk auch daran, die leeren Fruchtsaftfläschchen zurückbringen zu..."

Der Zug setzt sich in Bewegung und das Wort „lassen" verhallt ungehört in dem Lärm der Räder.

„Du lieber Himmel, war das ein Gehetz!" haucht die Frau atemlos, während sie sich neben den einzigen Passagier setzt, der eben ein Schläfchen macht. — „O, Gott, o Gott!"

„Um Himmels willen, was ist los" — der Reisende, noch halb im Schlafe, fährt erschreckt empor.

„Ach, Sie schliefen? Dann entschuldigen Sie nur gütigst; bei der Eile und dem Lärm hatte ich Sie ganz übersehen, finden Sie nicht auch, daß dieser Wagen entsetzlich stößt?"

„Ich? Ja... nein... ich weiß nicht!" sich bequem in seine Ecke zurücklehnend, schließt der Reisende wiederum die Augen.

„Nun wird's mir aber aber wirklich zu arg," brummt die Reisende, während sie sich vergeblich bemüht, die Hutschachtel, das Körbchen und das Paket in den Gepäcknetz unterzubringen.

„Ach herrje, nehmen Sie's mir nur nicht übel, ich konnte wirklich nichts dafür; übrigens sind bloß Kastanien für die Kinder meines Schwagers drin, die essen sie so furchtbar gern... Sie haben sich doch hoffentlich nicht verletzt? es ist aber auch zu unbequem, die Sachen da hinauf zu schaffen."

„Hm! offen gestanden wäre mir's schon lieber, wenn Sie das Täschchen dort drüben ins Netz legen wollten; sicher ist sicher, am Ende fällt es doch noch mal herunter und..."

„Gewiß, Sie haben ganz recht, Sie hätten sich schön weh tun können, ein wahres Glück, daß sie noch so davon gekommen sind — 's ist doch nicht schlimm?"

Der Reisende schiebt seine Mütze ein wenig zurück, streicht sich ein paarmal mit der flachen Hand über den Hinterkopf, reckt sich laut gähnend und blickt halb ärgerlich, halb schläfrig zu der dicken Frau hinüber, welche ihn über die auf ihre Nasenspitze gerutschte Brille hinweg dumm-gutmütig lächelnd anschaut, während sie sagt: „Wohl müde von der Reise?" und dann fährt sie mit lauter Stimme fort: „Du lieber Himmel, jetzt fällt mir's auch ein, weil ich Sie genauer angesehen habe — ich kenne Sie!"

„Sie?"... Mich? — — mit allen Zeichen des Schreckens fährt der Reisende empor.

„Ja, Sie sind doch Herr Bolders aus der Kleiderhandlung in der Hoogstraße?"

„Bedoure sehr, zufällig nicht!"

„Wie schade! Sehen Sie, darauf hätte ich nun zehn körperliche Eide geschworen, daß Sie Bolders sind, aber, wenn Sie selbst sagen, daß es nicht so ist, dann wird die Sache wohl ihre Richtigkeit haben! Nein, nein, ist es die Möglichkeit! genau dasselbe Wesen wie Jan Bolders, aber wenn ich gut hinschaue, dann sind Sie's doch wieder nicht; die Boldersens sind nämlich alle rothaarig und Sie sind blond."

„So! Aoh!" laut gähnend wirft

Sauer-Erz., 10. September 1917.

der Reisende einen flüchtigen Blick auf seine Nachbarin.

„Aber die dicke Nase der Boldersen, die haben Sie doch, das ist ein merkwürdiger Zufall —... und..."

„Ich heiße van Palen und bin schläfrig!" klingt es ärgerlich und kurz angebunden zurück; von neuem schloß er die Augen und kreuzt die Arme über die Brust, die Beine behaglich auf die gegenüberliegende Bank ausstreckend.

Erstaunt reißt die Frau die Augen auf und sagt hastig: „van Palen heißen Sie? Hm, hm; wie sonderbar! dann sind Sie wohl mit den van Palens aus Rotterdam verwandt? Denken Sie doch nur, jahrelang habe ich dort im Hause verkehrt, ich war nämlich lange mit Cato van Palen befreundet — wohl Ihre Tante: eine gutmütige Person, aber ihre Nerven machten ihr viel zu schaffen, da war sie eben manchmal ärgerlich und nervös und so wurden wir böse Freunde, ... lebt sie noch?" Ein unverständliches Grunzen veranlaßt die Sprecherin einen Augenblick inne zu halten. — „Nicht?" — „Ach, das würde mich aber doch wirklich trotzdem leid tun, [illegible] meinen doch die van Palens van de [illegible]nhaven?"

Dasselbe Grunzen.

„Oder sind Sie am Ende mit den van Palens van de Baan verwandt, die kenne ich auch sehr gut, ganz reizende Leute, meinen Sie die vielleicht?"

„Nein, ich habe keine Verwandte."

„Keinen einzigen?"

„Nein, ich bin Waise und ich möchte jetzt schlafen."

„Ach herrje, Sie sind Waise? am Ende waren Sie gar auch im Waisenhause? o, wie traurig! Ich habe die kleinen Waisen immer so furchtbar bemitleidet; wissen Sie, sie haben's ja so weit ganz gut in solcher Anstalt; aber sie bekommen so viel Bohnen, Erbsen und Erbsenbrei zu essen, die Speisen sind nicht besonders nahrhaft und machen nur unnötig dick. Ja, und dann noch so manches andere, 's ist eben doch nicht so wie zu Hause. Ja, ja! Aber man sollte gar nicht meinen, daß Sie auch so ein kleiner Waisenknabe gewesen sind, Sie sehen gar nicht so aus; viel zu patent und dann — erster Klasse reisen! na, dann hat der liebe Herrgott es wahrlich gut mit Ihnen gemeint. Ich zum Beispiel, ich bin ja nur eine Bürgersfrau, aber ich habe mein gutes Auskommen und mir geht Gott sei Dank nichts ab, aber ich reise immer nur dritter Klasse. Heute gab es allerdings keine Wagen dritter Klasse, und so mußte ich ein Billett zweiter nehmen, und weil die zweite besetzt war, reise ich nun erster, verstehen Sie? Wie der Zug rasch fährt, sehen Sie bloß mal den Bahnhof vorbei fliegen, wir haben vor Rotterdam nur ein paarmal Aufenthalt, nicht wahr, einmal in Nieuwersluis, da halten alle Züge, und dann in..."

„Ganz recht, das stimmt. Gott sei dank! in Nieuwersluis!" wiederholte der Reisende, den das eintönige unabgebrochene Geplauder seiner Gefährtin ganz nervös zu machen scheint. Er hat mehrmals gegähnt und scheint recht schläfrig zu sein, nun aber richtet er sich mit einem Ruck auf, fixiert seine Nachbarin scharf und mustert sie mit etwas spöttischem Lächeln vom Kopf bis zu den Füßen. Dann beginnt er mit bewegter Stimme: „Sie haben wohl ein sehr gutes Herz? man sieht es Ihnen an, wie mitleidig und sanftmütig Sie sind, gewiß fühlen Sie den armen Waisen ihren fürchterlichen Schmerz nach — habe ich recht geraten?"

Die Frau nickte langsam und würdevoll, während sie frägt: „Also Vater und Mutter nie gekannt?"

„Nie," antwortet ihr Nachbar betrübt und wie mit unterdrücktem Schluchzen fährt er fort: „Mein Vater starb vor meiner Geburt und meine gute Mutter auch." Hier scheint die Rührung ihn zu übermannen und wiederholt fährt er sich mit dem Taschentuch über die Augen.

„Wie traurig! Wie schrecklich traurig!" sagt die gutmütige Dicke, während sie ebenfalls ihr Taschentuch zum Vorschein holt.

„Als dreijähriges Kind ging ich schon aufs Meer, was sagen Sie dazu?"

„Aufs Meer?"

„Ja, leider, ich mußte eben."

„Ach Gott!"

„Man hat mich aus der Wiege gestohlen."

„Wie? Wa...?"

„Ge—stoh—len!"

„Barmherziger Himmel! Wer hat das getan?"

„Eine Magd, welche ein Verhältnis mit einem Seeräuber hatte."

„Grundgütiger Himmel! Und weshalb tat das Mädchen das?"

„Weil sie selbst kein Kind hatte und der Seeräuber für sein Leben gern eins haben wollte."

„Was Sie sagen! was der Mensch aber auch alles erleben kann, man sollte 's nicht für möglich halten."

„Na ja, er war eben ein Kinderfreund, dieser Räuber."

„Das scheint so. Aber sagen Sie, raubte und mordete er denn sonst nichts?"

„O gewiß. Alle Männer, die er einfing, wurden erhängt oder erschossen, aber die unschuldigen Kinderchen verschonte er. Wir hatten einen Seeräuber an Bord, dessen einzige Beschäftigung es war, die Flaschen für die Säuglinge zu füllen, während der Schiffsjunge für Fenchelteе und gewärmte Windeln zu sorgen hatte."

„Und was geschah mit den Müttern, mein Herr?"

„Hm, hm! Waren sie jung und schön, so kamen sie in seinen Harem, aber alte Frauen, so in den Fünfzigern, wissen Sie, die wurden irgendwo auf einer unbewohnten Insel ausgesetzt oder gleich an Bord geschlachtet."

„Ge—schlach—tet? Aber das ist ja schauderhaft — und das alles haben Sie mit eigenen Augen gesehen?"

„Leider Gottes, ja! schon im zartesten Kindesalter war ich Zeuge von Mord und Totschlag. Mit dreizehn Jahren bestand ich die Feuerprobe — da mußte ich zwei Missionäre kalt machen."

„Kalt machen?" soweit als nur irgend möglich entfernt die beleibte Dame sich bei diesen Worten von ihrem unheimlichen Nachbar.

„Ja, aber nicht etwa mit Dolch und Pistole, keine Spur! ich goß ihnen einfach etwas in den Kaffee!"

„Ach so! — ah!"

„Das ging fabelhaft leicht; sie schmeckten gar nichts davon und nach zehn Minuten bereits waren sie bei unserem lieben Herrgott."

Die korpulente Reisende ist blaß geworden; mit weit aufgerissenen Augen starrt sie ihren Nachbar an, während sie vor lauter Entsetzen vergißt, den Mund zu schließen. Inzwischen fährt das „Ungeheuer" gelassen fort: „Nach und nach wurde ich zum Monstrum; ich gestehe es selbst, mich dürstet nach Blut! Das warme Menschenblut, das hat so was Verlockendes — sehen Sie, mit diesem kleinen Instrumente — der Reisende holt ein Taschenmesser zum Vorschein und schneidet vorsichtig damit über den Nagel seines linken Daumens — mindestens hundertfünfzig Menschen habe ich mit diesem Dingelchen in die bessere Welt befördert, damals, als man mich noch den „Schrecken des Meeres" nannte."

Dabei blitzte er mit den Zähnen und schaut seine Reisegefährtin grausam an. Scheu und furchtsam schielt sie nach dem Messerchen, welches so unschuldig aussieht, daß sie mehr oder weniger ungläubig fragt: „Mit diesem kleinen...", das Wort „Messerchen" erstirbt ihr auf den Lippen, denn plötzlich blitzt die Klinge dicht vor ihren Augen, während der Eigentümer dieses Mordinstruments „en miniature" heiser ausruft: „Jawohl, mit diesem lumpigen Ding! ein einziger geschickter Schnitt und Sie haben das Zeitliche gesegnet — ich habe mich darin geübt, im Handumdrehen, ritsch!... die Halsader zu durchschneiden — keinen Laut können Sie mehr von sich geben, aber"... nachlässig schiebt er das Federmesser in seine Westentasche — nun habe ich es aufgesteckt; vor zwei Jahren ungefähr hat man mich bekehrt."

„O! Ach! Ei!... wer denn?"

„Die Heilsarmee in New York und" — (bei diesen Worten seufzt er laut) — nun plagt mich bittere Reue bei dem Gedanken an all das vergossene Blut." — —

Die gutmütige Frau atmet tief und schwer, ohne auch nur einen Augenblick ihren Nachbar, der die Hand noch immer in der Westentasche verborgen hält, aus dem Auge zu verlieren; mit leicht zitternder Stimme fragt sie: „Und haben Sie jetzt gar nichts mehr mit der Seeräuberei zu tun?"

„Nein! allerdings tut mir das recht leid, denn das Ausüben meines Berufes machte mir viel Spaß, 's war ein famoses Geschäft, wenig Auslagen und viel Gewinn."

„Ja, das glaube ich und...?"

„Ich verstehe schon, meine Dame, Sie möchten wissen, was ich nun treibe?"

„Hm! Ja! wenn Sie... hm!... Wenn Sie's mir sagen wollen!"

„Gewiß, warum denn nicht? Augenblicklich habe ich immer sehr viel mit Leichen zu schaffen."

„So, ach, das hätte ich nie gedacht!" Die Gute fängt an sich wieder einigermaßen behaglich zu fühlen und versucht sogar zu lächeln, während sie sagt: „Also wohl Leichenträger oder etwas Aehnliches?"

„Wie meinen Sie?" — ein wütender Blick trifft die Fragende. „Da sind Sie aber ganz gewaltig im Irrtum, ich besorge die Leichen für die Seciertammer der Professoren."

Ein heftiges Zittern erschüttert den fleischigen Körper der entsetzten Frau, und sie fragt, während die Brille ihr in den Schoß hinuntergleitet, leise und zaghaft: „Und wie verschaffen Sie sich diese Leichen?"

„Ach, das ist ganz einfach, ich kaufe sie, ich grabe sie aus oder..... ich mache sie."

„Gott steh mir bei! das ist ja schauderhaft!" vor Angst und Aufregung wird der Wohlbeleibten ganz schwül, und dicke Schweißtropfen perlen auf ihrer fleichigen Stirne.

Sie mit grausamem Wohlbehagen musternd, fährt der Reisende eisigen Tones fort: „Es gibt jederzeit genug Menschen, die einen alten Onkel oder eine Tante ganz gerne verkaufen wollen; Geld kann jeder brauchen, und ich habe es — — — massenweise!"

„Aber erlauben Sie, warum tun Sie eigentlich so — — hm! so etwas?" — Ihr wird immer beklommener zu Mute.

„Liebhaberei, Verehrteste, die reine Liebhaberei! Ich bin eben so an Leichen und Blut gewöhnt und..."

„Wa—a—a—a—s?" von Minute zu Minute wird die bedauernswerte Frau unruhiger.

„Hm! ja; heute z. B. reise ich von Emmerich nach Rotterdam, um eine alte Frau zu kaufen; unglücklicherweise ist dort nur eine einzige zu haben, aber ich brauche notwendig zwei für Professor Ralph in London. Ich habe mein Ehrenwort verpfändet. Vor Ablauf dieses Monats muß ich ihm zwei Frauenleichen verschaffen.

„Dicke, fleischige Kadaver müssen's sein, so zwischen 50 bis 60 Jahren. Apropos, wie alt sind Sie, wenn ich fragen darf?" So sprechend läßt der unheimliche Mann seine Hand wieder in seine Westentasche gleiten und sagt: „'s ist wohl am vernünftigsten, ich nehme das Sichere für das Unsichere und mache gleich die zweite Leiche. Ist Ihnen sehr viel daran gelegen weiter zu leben?" —

Im Nu sitzt die also Angeredete dem Sprecher gegenüber, der mit stoischer Ruhe seine Nägel bearbeitend, sie fortwährend ruhig, aber grausam lächelnd anschaut.

Sprachlos starrt sie ihn mit allen Zeichen des Entsetzens an; der Schreck scheint ihr die Zunge vollständig gelähmt zu haben.

„Nieuwersluis!" erschallt es plötzlich vor den mit einem Ruck geöffneten Coupetüren.

„Nieuwersluis!"

Die Dicke hatte in ihrer furchtbaren Aufregung gar nicht gemerkt, daß der Zug immer langsamer fuhr. Kaum aber wird die Türe aufgerissen, da springt sie auch schon, trotz ihrer Schwerfälligkeit, wie ein Gummiball auf die Erde fallend, auf den Perron und ruft aus vollem Halse: „Schaffner, ich will in ein anderes Coupé, schnell! nehmen Sie bitte meine Schachtel — da sitzt ein Seeräuber drin — bitte holen Sie meine Reisetasche auch heraus — 's ist einer, der Leichen macht. Großer Gott! mein Korb mit Kastanien — — hundertfünfzig Morde hat er auf dem Gewissen. Aber keine Kinder; o Gott, mein Regenschirm! — dicke Leichen sucht er. Sie müssen sofort die Polizei benachrichtigen — nun noch die platte Schachtel. Schaffner, ich kann nicht mehr — in Rotterdam will er Leichen kaufen, ich Gott! Meinethalben gehe ich auch in den Güterwagen, wenn's sonst keinen Platz mehr gibt. Ich werde ohnmächtig! so'n Ungeheuer!" Während der Schaffner bereitwilligst das Gepäck der korpulenten Dame aus dem Coupé schafft, sagt der Reisende, dessen Füße bereits wieder auf der gegenüberliegenden Bank ruhen, gelassen: „Schaffner, hier haben Sie eine Zigarre und ein Trinkgeld, sorgen Sie bitte dafür, daß ich jetzt ungestört bleibe — ich möchte ein wenig schlafen."

Auf entgegengesetzten Seiten.

Oliver Cromwell, der nach der am 30. Januar 1649 erfolgten Hinrichtung des Königs Karl I. von England zum lebenslänglichen Lordprotektor ernannt worden war, hatte neue Münzen schlagen lassen, die auf der einen Seite die Inschrift „Gott mit uns" und auf der anderen die Worte „Die Regierung Englands" zeigten.

Ein alter britischer Edelmann, der wie viele andere Lords ein heftiger Gegner Cromwells war, rief, als er diese neuen Münzen betrachtete, in sarkastischem Tone aus: „Oh weh! Gott und die Regierung Englands stehen also auf entgegengesetzten Seiten."

— Hilft alles nichts. Kaufmann (zu seiner Frau): „Daß wir unsere Eulalia absolut nicht anbringen können! Was haben wir nicht alles versucht! Ins Seebad haben wir sie geschickt, jeden Ball hat sie mitmachen müssen, dreimal ist sie vergeblich ins Wasser gefallen, Konkurs hab' ich gemacht—sie sitzt immer noch!"

— Freudenzeit. „Gibt es bei Vernunftehen auch Flitterwochen?"

„Gewiß, aber nur für die Gläubiger!"

— **Druckfehler.** Sein ganzes Leben war ein fortwährender Dampf.